

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 33

Artikel: Schmetterlingsseelchen
Autor: Maurer, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schmetterlingsseelchen

Am Waldrande, dort wo die stattliche Eiche steht und ihre gewaltigen Aeste und schattenspendenden Zweige schützend über die feinen Gräser und Moospflänzchen breitet, damit die Sonnenglut diese und die wenigen dort wachsenden Veilchen und Waldmyrthen nicht versenke, sass ein Knabe. Sein Hemd und ein Schmetterlingsnetz lagen neben andern Sachen im Grase und voll Wonne liess er sich von dem leichten Winde seinen sonngebräunten Körper kühlen. Dichtes, wirres Haar hing ihm zum Teil in Strähnen in die feuchte Stirne. Müde und traumverloren blickte er über die Felder und Wiesen nach seinen Kameraden, aber weit und breit war keiner mehr zu sehen.

Das war Walter, der Schmetterlingsjäger, wie sie ihn zum Teil aus Bewunderung und teils aus Neid nannten, denn keiner von ihnen hatte auch nur annähernd eine so reichhaltige Schmetterlingssammlung wie er. Aber Walter war seinen Kameraden in der Ausdauer, Laufgeschwindigkeit und Geschicklichkeit bei der Verfolgung und dem Fange von Schmetterlingen weit überlegen. Ja, verschiedentlich gelangen ihm sogar noch Fänge, welche von seinen Kameraden bereits als aussichtslos aufgegeben wurden. Aber nun war auch er, der sonst so ausdauernde Schmetterlingsjäger, müde, denn sein letzter Fang, ein ganz dunkelgelber, und daher sehr seltener Schwalbenschwanz, hatte ihm stundenlang zu schaffen gemacht. Aber nun gehörte er ihm, und sorgfältig hatte Walter diesen mit Stecknadeln neben die anderen Fangergebnisse auf einen Karton befestigt. Ja, so müde er auch war, aber mit den heutigen Ergebnissen konnte er zufrieden sein, denn ein grosser Fuchs und ein selten schönes Pfauenauge waren ebenfalls auf den Karton geheftet, um seine Sammlung zu vergrössern.

Aber was war denn das? — Noch eben hatte Walter die drei Schmetterlinge unbeweglich und tot vor sich gesehen — und nun, wachte oder träumte er — der Schwalbenschwanz bewegte ja leicht die Fühler. Der Fuchs daneben hob sogar die Flügel, als wollte er wieder auf und davon und mit seinen Vorderfüssen wischte sich das Pfauenauge über die Augen, wie um etwas Störendes zu entfernen. Da — jetzt lösten sich sogar noch alle drei von ihren Spiesen und flatterten unbeholfen und taumelnd im Schatten der Eiche umher, als wüsten sie noch nicht so recht woher und wohin. Aber plötzlich, als würden sie von der wärmezitternden Luft angezogen, ging es nun in raschem Fluge in die Wiese hinein. Ein blumenreiches Plätzchen war bald gefunden und freudig liessen sie sich zur ersten Rast nieder. Doch, da kam ja noch ein Vierter angefliegen! Was war das nur für ein sonderbarer Schmetterling? Der gedrungene Körper und die Flügel waren von einem dunklen Braun, silbergraue Streifen zierten seine Flügelränder, und die Fühler schienen aus purem Gold zu sein.

Nach kurzer Rast ging der Flug weiter und Walter war es, als ob er mitflöge, ja, als wäre er selber dieser braune, merkwürdige Schmetterling.

Wie aber staunte der Braune erst, als seine Gefährten bei der nächsten Rast miteinander zu plaudern begannen. Leicht und rasch ging ihre Sprache und wie zierlich sie dazu ihre Fühler benutzten; auch der Braune beteiligte sich an diesem Gespräch, er musste aber als Neuling gar vieles erfragen, da er über ihren Daseinszweck noch gar nichts wusste. Ja, meinte der Fuchs zu ihm — am weitesten kommt von uns der Schwalbenschwanz in der Welt herum, denn er ist nicht nur ein tüchtiger Flieger, sondern er hat auch von uns das grösste Arbeitsgebiet. Ihn trifft man, wenn auch immer seltener, fast überall an, bis weit hinauf in die Berge, wo für die meisten von uns die Luft zu dünn und die Witterung zu kalt ist. Ja, meinte das Pfauenauge, er hat von uns allen auch den grössten Arbeitseifer und darum kann er dir auch am besten unseren Daseinszweck erklären. Daraufhin sagte der Schwalbenschwanz zu dem Braunen: «Ich will es versuchen, dich mit unserem Leben bekanntzumachen, wenn auch die Zeit dazu etwas knapp ist.»

«Du meinst wohl, brauner Neuling, wir hätten nichts anderes zu tun, als von Blume zu Blume zu fliegen, uns an ihrem Duft zu erfreuen, und uns mit Honig zu sättigen? Dem ist aber nicht so, denn wir sind die Liebesboten der Blumen und ohne unsere Tätigkeit müssten sie zugrunde gehen.» — «Das verstehe ich nicht», meinte der Braune kopfschüttelnd. «Ja, das wissen nicht einmal die Menschen, die doch sonst so klug sind. Du siehst allein schon hier herum verschiedene Blumenarten, und noch viel mannigfaltiger sind diese in anderen Gegenden vorhanden, um mit ihren Farben das sonst so öde Einerlei von Feld und Wiesen zu verschönern. — Sobald nun eine Blume erwachsen ist, so möchte sie an ihresgleichen Grösse und Liebesbotschaften schicken und auch welche empfangen, da sie sonst aus Langeweile bald welken und sterben müsste und auch das nächste Jahr nicht wieder zum Leben erwachen würde.

Der Austausch dieser Liebesgrüsse von den meisten Blumenarten ist uns von Gott übertragen worden und wir machen es gerne, ist es doch unser eigentlicher schöner Lebenszweck.»

«Ja, aber», erwiderte hierauf der Braune, «wie könnt ihr denn wissen, wann eine Blume Liebesgrüsse schicken oder empfangen will, und ob sie auch die richtigen für sie bestimmten, erhält?» «Aber das ist doch so einfach, du kleiner Neuling» erklärte ihm der Schwalbenschwanz. «Durch ihren Duft geben sie es uns bekannt, wenn sie Botschaften senden und empfangen wollen. Damit es keine Verwechslung der Liebesgrüsse geben kann, sind wir und die Blumen in Gruppen eingeteilt. Diese kennen wir durch unsere Farben.» «Aber», meinte der Braune, «kann es nicht leicht zu Verwechslungen kommen, so zum Beispiel zwischen dir und dem Zitronenfalter, welcher eben so hastig vorbei flog?»

«Der hat es immer eilig», meinte der Schwalbenschwanz, «aber Verwechslungen können gar nicht vorkommen, denn neben unserer Hauptfarbe oder auch Grundzeichnung haben wir ja noch so verschiedene Merkmale an uns, sei es durch Striche, Punkte oder Bänder. Begleite mich einmal auf meinen Botengängen, dann wirst du noch manches lernen können.»

Ein kurzer Abschied von Fuchs und Pfauenauge, und schon erhob sich der Schwalbenschwanz, es dem Braunen überlassend, zu folgen oder zu bleiben. Für den gab es kein langes Besinnen, denn nun wollte er möglichst viel kennenlernen. Mit Mühe konnte er dem schnell davon fliegenden Schwalbenschwanz folgen, und er war recht froh, als sich dieser endlich nach langem Fluge an einer Berghalde niederliess.

«Heute ist hier die Arnika stark im Duft und mitteilbar», meinte der Schwalbenschwanz, «und ich werde genug zu tun haben, um alle Botschaften zu erledigen.» Und schon flog er von Blüte zu Blüte, Grösse bringend und mitnehmend. So ging es lange von Arnikagruppe zu Arnikagruppe und bei sinkender Sonne wurden noch in raschem Fluge die einzelnen und verstreut stehenden Arnika besucht. Da kam der Braune nur noch schwer mit, und zu der grossen Müdigkeit verspürte er auch noch solchen Hunger. So frug er den Schwalbenschwanz nach den besten Honigspendern unter den Blumen. «Die musst du dir selber suchen, denn dabei wirst du noch manches lernen können», meinte dieser, und liess sich in seiner Arbeit nicht stören.

«Das wird wohl nicht so schwer sein, die beste Honigspendin unter den Blumen herauszufinden», entgegnete der Braune und setzte sich auf eine schöne Rotkleeblüte. Aber diese hatte den Honig so tief in sich verschlossen, dass es ihm nicht gelang, an diesen heran zu kommen. Auch beim kleinen Enzian ging es ihm nicht besser, und so musste er noch manche Blume vergeblich aufsuchen, denn die einen verwehrten ihm den Honig mit den vielen Staubfäden und andere hatten diesen so tief in sich verschlossen, dass er mit seinem kurzen Rüsselchen nicht daran kommen konnte. Aber unermüdetlich versuchte er es immer wieder bei anderen Blumen und endlich glückte es ihm, beim Hahnenfuss etwas Honig zu bekommen, und beim nächsten wieder etwas. Froh über die gefundenen Honigquellen flog er nur noch von Hahnenfuss zu Hahnenfuss. Und merkwürdig, bei jedem war der Honig anders. Diese Entdeckung verleitete ihn zum Naschen und zu Vergleichen.

In seinem Eifer merkte er gar nicht, wie er nun zum Botengänger geworden war und ihm Blüte für Blüte Liebesbotschaft abnahm und für andere welche mitgab.

Seinen Gefährten und Lehrmeister hatte er schon ganz vergessen und war sehr verwundert, als dieser nun plötzlich angefliegen kam. «Es ist höchste Zeit, dass wir uns ein Nachtlager suchen», meinte der Schwalbenschwanz, «denn hier oben sind die Nächte kalt.» Nach kurzer Suche hatte er auch schon ein für sie passendes Plätzchen unter einem Büschel Wollgras gefunden, welches ihnen genügend Schutz gegen Kälte und Nässe bieten konnte. «Das war ein strenger Tag», meinte der Schwalbenschwanz zu dem Braunen, als sie dicht nebeneinander unter dem Wollgrase lagen, «aber auch ein schöner», meinte dieser. «Schön meinst du, das kann ich gerade nicht finden, das konnten früher unsere Vorfahren sagen, wenn sie sich abends zur Ruhe begaben.»

«Ja, warum ist denn jetzt für uns das Leben weniger schön, als es früher für unsere Arten war?» frug ihn der Neue. «Einige nasskalte Sommer hatten ein grosses Sterben unter uns Schmetterlingen zur Folge. Statt dass wir uns in den nächsten besseren Jahren wieder erholten und vermehrten, wurde es für die meisten unserer Gattung noch schlechter.» «Das verstehe ich nicht», meinte der Braune. «Ja, du bist eben noch in allem ein Neuling. Doch höre zu: Seit wir nur noch so wenige sind, so sind wir den Menschen aufgefallen und haben Sammelwert bekommen, und einige unserer Arten werden von ihnen gar als Raritäten bewertet. Wie schwer für

uns das Leben durch die Habgier der Menschen geworden ist, kannst du dir nun vorstellen, denn je weniger von unserer Art noch vorhanden sind, um so grösser ist die Nachstellung. Da uns diese hindert, unsere Botengänge richtig auszuführen, so müssen darunter auch die Blumen leiden. Mehr und mehr von ihnen erhalten durch uns keine Liebesgrüsse mehr von ihresgleichen und welken aus Sehnsucht dahin.»

«Das ist ja sehr traurig», meinte der Braune, «aber kann denn den Blumen nicht geholfen werden?»

«Vielleicht wäre es möglich», meinte der Schwalbenschwanz. «Die so klugen Menschen versuchen das Aussterben von Blumenarten zu verhindern, indem die einen den andern das Pflücken von seltenen Blumen verbieten, als ob das etwas nützen könnte.» «Ja, wenn sie etwas mehr Verständnis und Liebe zu Gottes freier Natur aufbringen können und durch wichtigere Sachen von uns abgelenkt werden und wir uns ohne ihre Verfolgungen wieder ungestört der Arbeit widmen

dürfen — den Blumen, den Menschen und auch uns zu Freude und Nutzen.»

Ein kühler Windstoss veranlasste die beiden, sich noch tiefer in das Wollgras zu verkriechen — und wenig später war es der gleiche Wind, welcher Walter unter der Eiche aus dem Schlafe weckte. Schlummertrunken wischte er sich die Augen und musste sich erst besinnen, wo er überhaupt war, denn eben noch meinte er als brauner Schmetterling neben dem Schwalbenschwanz in das Wollgras gekrochen zu sein. Aber nein, der lag ja hier neben dem Fuchs und dem Pfauenauge mit Nadeln angeheftet auf dem Karton — er musste wohl geträumt haben. So froh aber wie sonst, war er nicht mehr über seine Fangergebnisse und öfter blieb er auf dem Nachhauseweg stehen, betrachtete sinnend die sich in der Abenddämmerung zu Ruhe neigenden Blumen und meinte sie leise flüstern zu hören — er hat unsere Liebesboten getötet, nun müssen auch wir sterben.

R. Maurer.

Grossvaters Lehnstuhl

Als die Familie Zimmerli ihr neues, luftiges Einfamilienhaus vor der Stadt draussen bezog, blieb viel altmodischer Plunder und Gerümpel in der Enge des verlassenen Miethauses zurück.

Nur unseres Grossvaters alter Lehnstuhl, ein wahres Ungetüm von einem Möbel, behauptete seinen Platz auch in der Ofenecke der neuen Wohnstube. Die Hausfrau mass ihn mit scheelem Blick, so oft sie sich beim eiligen Reinemachen an seinen weitvorspringenden Armstützen blaue Flecken stiess, und die halbwüchsigen Kinder nannten ihn spottweise nur den «Saurier». Grossvater wusste es sehr wohl, dass der «Saurier» bei gross und klein gleichermassen unbeliebt war. Aber so gefügig er sonst den Weg zum Neuen und Besseren freigab — seinen alten Lehnstuhl verteidigte er so hartnäckig, wie ein Fürst seinen gefährdeten Thron. Und das hatte seinen guten Grund.

Es war beileibe nicht die Macht der Gewohnheit, was diesem alten Möbel sein besonderes Recht im Hause verlieh. «Dieser Lehnstuhl», so erzählte eines Tages der alte Mann seinen Enkel-söhnen, «ist kein gewöhnlicher Lehnstuhl, sondern auf das Innigste mit dem Geschick unseres Hauses verbunden. Mein Vater», so erzählte der alte Mann weiter, «war dazumal schon bei Jahren, ernst und gelassen und zu Gemütsdepressionen und grosser Vergesslichkeit und Zerstreutheit hinneigend, meine Mutter, um vieles jünger als er, von sprudelnder Munterkeit, aber auch jäh aufbrausendem Zorn. Sie hatte sich die ersten Jahre schwer für uns geplagt, späterhin aber eine junge Magd ins Haus genommen, da ihr die Arbeit zu Zeiten über den Kopf zu wachsen drohte.

Die Marlies war hübsch, anstellig und bescheiden und bald von allen im Hause wohlgeleitet. Eines Sonntags nun vermisste der zerstreute Vater seine kostbare goldene Uhr, ein wertvolles, altes Erbstück. Er war gerade an diesem Tage des unfreundlichen Wetters wegen nicht ausgegangen und im Lehnstuhl eingeschlafen. Auch hatte kein fremder Mensch unsere Wohnstube betreten. Wir kehrten nun im ganzen Hause das Unterste zuoberst; aber die Uhr, wie sich wohl denken lässt, fanden wir leider nicht. War der Verlust schon schlimm genug, so wog noch viel schwerer das Misstrauen, das von dieser Stunde an wie eine schwarze Wolke über unseren Häuptern hing. Vater glaubte, uns gut genug zu kennen, um keinen Argwohn aufkommen zu lassen. Aber da war noch Marlies, die Fremde in unserem Kreis. Jeder von uns scheute sich geradezu, einen Verdacht auszusprechen. Aber wenn Marlies die Suppe auf den Tisch setzte, so verstummte unser Gespräch, als seien unsere Zungen plötzlich gelähmt, und unsere Blicke verfolgten argwöhnisch jede ihrer Handreichungen. Sie spürte wohl schon längst unser verändertes Benehmen.

Eines Tages aber offenbarte ihr ein unbedachtes Wort, das meiner Mutter im Zorn entfuhr, wessen man sie bezichtigte. Sie ward totenbleich, band sich die Schürze ab und verliess noch zur selben Stunde unser Haus. Es war uns seltsamerweise kein Gefühl der Erleichterung, sondern eher ein Schmerz, als wir sie durch unsere Haustüre hinausgehen sahen, in den dicken Novembernebel.

Die Zeit verstrich, Vater kränkelte viel und verliess uns endlich für immer. Ich war eben alt genug, um das Geschäft an seiner Statt weiterzuführen. Die Zeit war mir günstig, ich konnte vieles wagen, was mein Vater sich nicht mehr zugetraut hatte, und die Mutter liess mich in allem gewähren, Vaters

Lehnstuhl war nach seinem Tode nun auch ihr liebster Ruheplatz geworden; er stand aber jetzt am Erkerfenster, und sie konnte von ihm aus bequem den ganzen Marktplatz überblicken und das bunte Leben, das sich zu Zeiten dort unten abspielte.

Zu Mutters sechzigstem Geburtstag, der diesmal gerade auf den «Muttertag» im Mai fiel, sollte nun der brave Lehnstuhl, der ja schon damals ein «alter» war, einen neuen Moquetteüberzug erhalten, und unser Nachbar, Tapezierermeister Brändli, holte ihn darum eines Vormittags in seine Werkstatt hinüber, mit dem festen Versprechen, ihn noch am gleichen Tage abends fix und fertig zurückzubringen. Eine gute Stunde später kam Meister Brändli jedoch ganz aufgeregt und atemlos über die Strasse gelaufen, läutete und brachte uns ein kleines Päckli.

«Raten Sie mal», sagte er, «was ich in Ihrem alten Sorgenstuhl, tief verborgen zwischen Sitzpolster und Rücklehne beim Abschlagen des alten Stoffes an dem Ausspannteil der Lehne gefunden habe? Eine goldene Uhr! Und zwar ein wirkliches, schönes Prachtsstück!» — Mutter hatte kaum einen Blick darauf geworfen, so rief sie tiefbewegt: «Es ist Vaters Uhr! Grosser Gott — so haben wir damals Marlies bitteres Unrecht getan.»

Und nun weinte sie wahrhaft vor Kummer und Freude zugleich. Ich beschwichtigte sie und versprach, sobald es meine Geschäfte erlauben würden, nach dem jetzigen Verleib des Mädchens zu forschen und seine Verzeihung zu erbitten.

Und wenige Wochen später reiste ich wirklich in Marlies Heimat und fand dort nach einigen Irrfragen, glücklich, die ich suchte. Wenn ich nun indessen geglaubt hatte, Marlies durch mein Bitten bewegen zu können, wieder in unser Haus zurückzukommen, so sah ich mich darin sehr getäuscht. Wiewohl sie sehr hart zu werken hatte, wollte sie doch lieber auf ein besseres Fortkommen verzichten, als noch einmal in unsere Dienste zu treten.

Ich konnte mich jedoch nicht sogleich von Marlies trennen, die mir im schlichten Trachtgewand ihrer heimeligen Bergheimat anmutiger und fraulicher erschien als je. Sie liess es schliesslich noch etwas widerstrebend zu, dass ich während zweier Erntewochen im Haus ihrer Eltern blieb und mich mit viel Eifer, aber zweifelhaftem Geschick auf ihrem Felde abmühte. Wir befreundeten uns in diesen Tagen so herzlich, dass uns zuletzt, als ein dringender Brief meiner Mutter nach Hause rief, der Abschied recht sauer wurde.»

«Weiter, weiter, Grossvater!» drängten die Enkel. «Deine Geschichte ist ja noch gar nicht zu Ende?»

«Nein», sagte der alte Mann lächelnd, «sie fängt vielmehr jetzt erst richtig an. Der Grossvater, wie schon bemerkt, litt öfters an Zerstreutheit und war sehr kurzsichtig und schlief öfters kurz ein. In einem solchen Augenblick wird er die Uhr versteckt haben, weiss Gott aus welchem Grunde. — Aber davon versteht ihr ja alle noch nichts.» Er stand auf und trat tränenden Auges vor Grossmutter's Bild, das in einem ovalen hübschen Goldrahmen über der Kommode hing, mit einem grünen Buchszweiglein geschmückt. «Seht ihr», sagte er, «dies ist Marlies!»

«Aber das ist ja Grossmutter?» fragten die Enkel verwundert. «Ja, meine Marlies — und eure Grossmutter! Und nun müsst ihr es allesamt doch sehr wohl begreifen, dass ich mich mein Lebtag nicht trennen mag, von diesem so braven Lehnstuhl, der mir just zur rechten Zeit meines Glückes Unterpfand in die Hand gespielt hat.»

F. H. A.